

## **Zum 9. November 2010 in Pforzheim**

Uri R. Kaufmann (Dossenheim bei Heidelberg)

*(Es gilt das gesprochene Wort!)*

An dieser Stelle befand sich bis zum 9. November 1938 eine der schönsten Synagogen Süddeutschlands. „Wird sie wieder aufgebaut werden?“ fragte ein Emigrant aus England in den 1950er Jahren den damaligen Oberbürgermeister Johann Peter Brandenburg (1906-1977). Am 17. Dezember 1892 war die Synagoge feierlich eingeweiht worden. Rabbiner Adolf Schwarz aus Karlsruhe sprach in seiner Predigt allerdings auch von der antisemitischen Bewegung, die damals Deutschland erfasst hatte.

Die „Israelitische Kultusgemeinde Pforzheim“, wie sie sich nannte, hatte 1925 886 Mitglieder. Sie war damit die fünftgrößte jüdische Gemeinde in Baden. Sie war damals über 220 Jahre alt. Nach 1693 mussten Christen und Juden die stark zerstörte Stadt neu aufbauen. Dies war die Folge von schweren Verwüstungen des Dreissigjährigen Krieges 1618-1648 und des pfälzischen Erbfolgekrieges 1698/93. Im 19. Jahrhundert benutzte die Gemeinde einen bescheidenen Betsaal in einem Hinterhof. Das besondere Schmuckstück der jüdischen Gemeinde wurde 1893 die von Ludwig Levy erbaute maurische Synagoge hier an der Zerrennerstraße. Unter dem Dach der Gemeinde hatte sich nach 1900 eine ostjüdische litauisch geprägte Betgemeinschaft gebildet, die nach dem 4.9.1926 an der Rennfeldstrasse 26 ihr bescheidenes Betlokal hatte. Am 16. Juni 1933 lebten 770 Juden in Pforzheim.

Leider war die Mehrheit der Bevölkerung dieser evangelisch geprägten Stadt mehrheitlich vom Nationalsozialismus begeistert. An den Reichstagswahlen vom 13. März 1933 sprachen sich 57% der Pforzheimer für die NSDAP aus, in ganz Baden waren es „nur“ 45 %. 566 Pforzheimer Juden flüchteten bis 1940.

Die Nationalsozialisten verwüsteten 1938 nicht nur das Innere, sondern zerstörten vor 72 Jahren dieses schöne Bauwerk bis auf seine Grundmauern. Eine Sehenswürdigkeit der Stadt war vernichtet worden. Nur das israelitische Gemeindehaus überstand die Übergriffe. Hier fanden weiter jüdische Gottesdienste bis zum 22. Oktober 1940 - also fast zwei Jahre lang - statt.

An diesem Tag, also vor siebzig Jahren, wurden die badischen, pfälzischen und saarländischen Juden - insgesamt über 6500 Menschen in das südwestfranzösische Dorf Gurs deportiert, alleine aus Pforzheim 196 Menschen. Nur 55 konnten sich von dort retten. Es war dies die erste regionale Vertreibung von Juden im Deutschen Reich.

Zusammen mit den nicht nach Gurs, sondern später und aus anderen Städten Deportierten wurden 260 Pforzheimer Juden ermordet oder in den Selbstmord getrieben.

Auf eine Biographie möchte ich aufmerksam machen: Arthur Emsheimer (1900-1991) wurde als Sohn des Weinhändlers Oskar Emsheimer an der Stiftstrasse 2 in der Altstadt geboren. Er studierte in Heidelberg und wurde in der liberalen Weimarer Republik zum Richter in Lörrach ernannt. Nach wenigen Jahren im Amt wurde er 1933 entlassen. Er betätigte sich darauf in einem Geschäft von Verwandten und konnte sich 1938 rechtzeitig in die Schweiz absetzen. Hier lebte er als Flüchtling in Internierungslagern und half den Verfolgten mit seinem juristischem Sachverstand. Sein Vater kam am 7. September 1941 in Gurs um, seine Mutter wurde am 30. Mai

1944 von Drancy nach Auschwitz deportiert. Die Eltern schrieben ihm Briefe in die Schweiz, woraus ich folgende Passagen vortragen möchte: (... Nachlasspitter Arthur Emsheimer im Stadtarchiv Pforzheim, kurze Passagen aus Briefen vom 27. November 1940 Camp de Gurs, Dezember 1940 ebd., 27.11.1941 ohne Ort, 26.5.1941, 16. Januar 1944 Camp de Noé)

Nach 1945 durfte Arthur Emsheimer eine leitende Stellung im schweizerischen Flüchtlingswesen einnehmen. Er erwarb aber nie eine Staatsbürgerschaft und blieb sein Leben lang staatenlos. Wichtig war seine Hilfe für Emigranten in Fragen der „Wiedergutmachung“. 1980 ehrten ihn die Stadt Pforzheim und die Bundesrepublik mit dem Bundesverdienstkreuz. In seinem Nachlass in Zürich finden wir ein Gedicht auf den Schwarzwald, das von Heimweh geprägt ist. Zurückkehren wollte er nicht.

Es gibt somit fast keine Beziehung zwischen dem jüdischen Leben vor 1938 und demjenigen der Nachkriegszeit. 1955 lebten im Landesteil Baden 550 Juden, das heißt fünfzig Mal weniger als 1925, als 25 000 Juden in Baden gelebt hatten. Ende 1945 wurde in Karlsruhe die jüdische Gemeinde und der *„Oberrat der Israeliten Badens“* ins Leben gerufen. Doch gab es in der französischen Zone eine *„Jüdische Landesgemeinde Südbaden“* mit Sitz in Freiburg. Acht Jahre - bis 1953 - blieben die beiden Landesverbände getrennt. Vor allem polnische jüdische Staatenlose blieben in Baden leben. Die Gemeinde hatten viel mit Sozialbetreuung, Auskünften über das Schicksal Verwandter und mit Fragen der Schadensersatzleistungen, man nannte dies amtlich „Wiedergutmachung“ - zu tun. 1950 wurde der Zentralrat der Juden in Deutschland gegründet, 1951 die Zentralwohlfahrtsstelle, die vielen Überlebenden zusammen mit der Jüdischen Darlehenskasse Frankfurt half neue wirtschaftliche Existenzen aufzubauen.

Die Mehrheit der Juden in Deutschland fühlte sich zu dieser Zeit „auf gepackten Koffern“. Viele Repräsentanten sahen sich als Verwalter von „Liquidationsgemeinden“ an. Viele Juden in der Welt hatten kein Verständnis dafür, dass Juden „im Land der Mörder“ lebten. Die Jewish Agency, eine Organisation die die Einwanderung nach Israel fördert, drohte Juden in Deutschland nach 1950 mit dem Entzug der Rechte als Neueinwanderer in Israel, wenn sie nicht sofort alle weggingen. 1960 kam trotzdem Rabbiner Nathan Peter Levinson nach Mannheim und wirkte 26 Jahre in Baden. Durch Zuwanderung aus Osteuropa wurde das demographische Defizit bis 1989 ausgeglichen. Man wagte sich mit dem Bau neuer Gemeindehäuser in die Stadtzentren, etwa 1987 in Mannheim nach F 3 und in Freiburg in die Nähe des Münsters, dagegen war 1971 in Karlsruhe ein Gemeindehaus eigenartig abgelegen im Stadtwald und von außen nicht erkennbar gebaut worden. Die jüdische Nachkriegsgeneration verstand sich in den 1980er Jahren nicht mehr als „auf gepackten Koffern“ sitzend und machte sich intensiv Gedanken über ihre Existenz in der Bundesrepublik. Der Zentralrat förderte dies mit „Kulturtagungen“.

In Pforzheim-Brötzingen an der Höhenstrasse 15a lebte bis 1961 Moritz Reis, der im städtischen Adressbuch eine „Israelitische Kultusgemeinde“ eintragen ließ, die sich in seiner Wohnung befand. Vereinzelt kamen im Umfeld der wieder aufgebauten Pforzheimer Schmuckindustrie Edelmetallhändler wie Ignaz Bubis in die Stadt. Er verzog aber bald nach Frankfurt. Die Familie Suliman erscheint in den 1960er Jahren in den schriftlichen Quellen.

Nach 1990 wanderten über 150 000 „Kontingentflüchtlinge“ nach Deutschland zu. In Baden wurden Gemeinde wie Baden-Baden wieder belebt, einige verselbständigten sich - etwa Konstanz schon 1988 - oder es kam sogar zu Neugründungen in Lörrach,

Emmendingen und Rottweil. Pforzheim machte sich 1994 selbständig. Zusammen mit Stadt und Landesregierung wurden neue Gemeindezentren eingerichtet, 1994 in Heidelberg, oder 2006 hier in Pforzheim. Es ist nun an den heute rund 5000 Mitglieder der Israelitischen Religionsgemeinschaft in ganz Baden - wie sie amtlich immer noch heißt - diese neuen Räume mit Leben zu erfüllen.

Ich möchte mich bedanken, zur ehrenvollen Aufgabe des Gedenkens beigezogen worden zu sein.